

JÖRG SPLETT · OFFENBACH

DER MENSCH –
MÄNNLICH UND WEIBLICH ERSCHAFFEN

Biologen erklären uns, der erste Schritt zur Sexualität sei unter dem Druck der Feindabwehr erfolgt. Gen-Austausch schützte den Organismus gegen Viren und Bakterien. Bei höheren Lebewesen koppelt sich das sodann mit der Vermehrung, weil die größeren Variationsmöglichkeiten dem Beutetier besseren Schutz gegen Räuber verleihen. Und für die geschlechtliche Fortpflanzung stellt sich schließlich die Geschlechtertrennung als das vorteilhafteste heraus.

Dies ist eine Perspektive, in welcher der Mensch nicht als solcher, als Mensch, vorkommt, sondern allein als Lebewesen, Säuger. Aus der fundamentalen «Arbeitsteilung» in der Reproduktion erklärt sie bis heute wirksame Verhaltensdispositionen der Geschlechter: männliche Polygamie und Aggressivität wie weiblichen Sinn für Qualität und Bindung. Hierbei treten – gegen feministischen Protest – die Unterschiede der Geschlechter in den Vordergrund.¹

Eine andere Sicht herrscht in der klassischen Philosophie vor. Dort spielt die Geschlechtlichkeit keine bestimmende Rolle. Die Geistseele des Menschen ist ungeschlechtlich zu denken; erst durch den individuierenden Leib erhält sie ihre sexuelle Prägung. Diese gehört freilich dann – im christlichen Raum jedenfalls, wo die Wiedergeburtstheorie keinen Ort hat – bleibend und auch end-gültig zum Menschen (doch im Fall der Frau eher als ein Defekt). Die Überschrift unserer Reflexion zeigt eine dritte Zugangsweise an: Der Mensch – geschaffen als Mann und Frau, oder genauer (Gen 1,27): männlich und weiblich. Damit ist seinerseits ein Dreifaches gesagt: 1. Der Mensch ist geschaffen; 2. er ist geschaffen als Mensch; 3. geschaffen als Mann und Frau. Um recht von Punkt 3, unserem eigentlichen Thema, zu handeln, müssen wir zuvor kurz die beiden ersten Punkte bedenken: geschaffen –

JÖRG SPLETT, 1936 in Magdeburg geboren, studierte Philosophie (Max Müller), war Assistent Karl Rahners und lehrte seit 1971 Philosophische Anthropologie, Religionsphilosophie und Philosophiegeschichte an der Philosophisch-Theologischen Hochschule St. Georgen in Frankfurt sowie an der Hochschule für Philosophie in München.

geschaffen als Mensch. Und schließlich blicken wir 4. auf Sinn und Ziel dieser Tat-sache, auf ihre Sakramentalität hin.

I. BEIM NAMEN GERUFEN

1. Die Rede von Schöpfung – in Strenge genommen – besagt, daß die Welt nach ihrem Dasein wie nach ihrem Sosein sich der Freiheit und Freigebigkeit eines persönlichen Gottes verdankt. Ihr liegt also weder eine (Natur-) Notwendigkeit zugrunde noch bloßer Zufall (der übrigens zuletzt auf sie zurückgeführt werden müßte). Welt, Mensch(-sein) und Geschlechtlichkeit sind Tat-Sachen («Fakten» – von «facere» = machen, bewirken) im ursprünglich wörtlichen Sinn, nicht im gängigen Verständnis der entleerten Terme. Anders gesagt: Was uns begegnet, wäre nicht erstlich im Indikativ, als pur Vorhandenes, zu verstehen, so daß man daraus keine Imperative erheben dürfte, will man den «naturalistischen Fehlschluß» vermeiden.² Vielmehr stammen das All, seine Inhalte und Strukturen ihrerseits schon aus einem Imperativ: «Es werde, es soll sein!» Darum wäre es keineswegs von vornherein verfehlt, dem, was ist, zu entnehmen, wie wir damit umgehen und uns dazu verhalten sollen; denn sein Ist stellt eben kein bloßes Ist dar, sondern das Ergebnis eines göttlichen «Es sei!».

Damit will ich die Naturgegebenheiten mitnichten als starres und unabänderliches Vorschriften-Gesamt bestimmen. Der Mensch ist nicht wie Pflanze und Tier in seine Umwelt eingepaßt, erst recht nicht bloß dem «physikalischen Naturgesetz» unterworfen wie der tote Stoff. Geschaffen wie alles, steht er der Natur gleichwohl in Selbständigkeit gegenüber. Zwar nicht, wie nach neuzeitlichem Programm, als ihr «Herr und Besitzer» (Descartes), aber als gestaltender «Verwalter».³ Und das gilt für die Natur rings um uns wie für die in uns.

2. Was mit diesem Unterschied und Gegenüber gemeint ist, hat wohl niemand so anschaulich formuliert wie seinerzeit Romano Guardini in seinem Buch *Welt und Person*: «Das Unpersönliche, Lebloses wie Lebendiges, schafft Gott einfachhin, als unmittelbares Objekt seines Wollens. Die Person kann und will er nicht so schaffen, weil es sinnlos wäre. Er schafft sie durch einen Akt, der ihre Würde vorwegnimmt und eben damit begründet, nämlich durch Anruf. Die Dinge entstehen aus Gottes Befehl; die Person aus seinem Anruf.»⁴

Wen Gott derart zu seinem Du beruft, den ruft er (nun selbst dessen Du) um seiner selber willen, nicht als Mittel zu einem anderen Zweck. Nicht einmal seinet-, also Gottes wegen schafft er; denn es stimmt nicht, wie immer wieder zu hören, daß er unser bedürfte. Wenn wir Gott notwendig wären, wäre er nicht absolut vollkommen, nicht wahrhaft Gott – und wir keine freien Personen. Denn aus der Not kann niemals Freiheit entspringen

(wohl deren Bewährung), und in einer Perspektive von Bedürfnis und Funktion ist für die zweckfreie Würde von Person kein Raum. (Bewährung von Freiheit hieße gerade, sich nicht schlicht den «Sachzwängen» auszuliefern.)

Ist aber so der Mensch noch nicht einmal auf Gott hin funktionalisiert, dann erst recht nicht auf andere Natur- oder Gesellschaftszwecke. Also auch nicht – als Mann bzw. Frau – auf seinesgleichen, auf die «Erhaltung der Art» sowie partnerschaftliche «Ergänzung» oder «Polarisation» hin.

Gerufen ist der Mensch gleichwohl «als Mann und Frau». In welchem Sinn?

II. GERUFEN ALS MANN UND FRAU

1. Es gibt eine Vielzahl von Unterschieden zwischen den Menschen. Aber nach diesem Genesis-Wort (1,27) wie auch nach meinem eigenen Verständnis ist keiner so fundamental und ursprünglich wie der zwischen den Geschlechtern. Der Mensch haust ja nicht etwa als neutraler Geist in einem (u.a. geschlechtsbestimmten) Körper («Gespenst in der Maschine» – G. Ryle); sondern er lebt jeweils als ein bestimmtes, berufenes Ich. Und dieses Ich lebt «leibhaftig», will sagen: Es *hat* = besitzt nicht bloß einen Leib (sowenig andererseits dieser Leib sein Ich wäre – und die Seele «nur ein Wort für ein Etwas am Leibe»⁵); Leib ist vielmehr die Weise, wie ein jeder «leibt und lebt». Darum sollte man die Möglichkeit unserer Sprache, zwischen dem physischen *Körper* und dem beseelten *Leib* zu unterscheiden, nicht unbeachtet abtun.

Aus solchem Leibverständnis wäre nun, bereits vom biologischen Aspekt her – menschlich genommen – zu sagen: Es kann nicht nebensächlich sein, sondern muß das Selbst- und Weltverhältnis des Menschen sowie sein Verhältnis zum Anderen wesentlich prägen, ob er von seiner Leiblichkeit her darauf angelegt ist, einen anderen Menschen in sich aufzunehmen oder in ihn einzudringen; angelegt darauf, ein Kind neun Monate in sich zu tragen oder nicht.

Mag, was man im einzelnen als männlich und weiblich bezeichnet, in erstaunlicher Variationsbreite kulturell bestimmt sein: Dies fundamentale leibliche Anderssein liegt dem voraus und zugrunde, und es weist auf eine Differenz im Personalen zurück. Darum gibt es zwar keine männliche und weibliche Physik oder Mathematik, aber es gibt sehr wohl bzw. es könnte und sollte anerkanntermaßen geben eine männliche oder weibliche Philosophie, Kunst und Poesie, eine andere Weise zu glauben und deren Durch-Reflexion in entsprechender Theologie.

Genauer und konkreter läßt sich dieser wesentliche Unterschied allerdings nicht bestimmen, weil er – als menschlicher – weder durch die Naturunterscheidung als solche noch von den Kulturdifferenzen her festlegbar ist.

Ebensowenig können wir ihn metaphysisch «auf seinen Begriff bringen»; denn Begriffsunterschiede begründen verschiedene Arten («species») einer Gattung («genus»). Mann und Frau aber bilden nicht zwei eigene Arten, sondern Ausgestaltungen ein und derselben Art – eben des Menschen. Wobei diese Ausprägung andererseits nichts Beiläufig-Nebensächliches («Akzidentelles») betrifft, sondern ungleich tiefer greift als etwa Klassen- und auch Rassenzugehörigkeit.

2. Wie hätten wir also unser Gerufensein als Mann und Frau zu denken? Den ersten Zugang bietet wohl doch – unbeschadet des zuvor Bedachten – die Naturbestimmtheit der Sexualität. Gerufen wäre hiernach der Mensch zur «Weitergabe des Lebens». Der Ausdruck ist freilich nicht glücklich; geben Eltern doch weder ihr eigenes Leben weiter, noch – wie Staffelläufer oder ein Leitungsteilstück – die «Fackel» bzw. den «Strom» *des* Lebens. Jeder entstehende Mensch bedeutet vielmehr einen radikalen Neuanfang, den Beginn einer unvergleichlichen und ewigen Geschichte. Mir erscheint es als eine (weithin zudem unbewußte) Tabuisierung, wenn man heute Sexualität in Kunst und Literatur fast nur noch als Paarbeziehung in den Blick nimmt, ohne ihren prinzipiellen und fundamentalen Zukunftsaspekt. Das müßte um so mehr verwundern, wenn man erwägt, daß ein jeder und eine jede von uns eben diesem Sach- und Personalverhalt die eigene Zukunft, ja das Dasein überhaupt verdankt. – Oder verdrängt man es umgekehrt genau deswegen? Handeln darum die Philosophen lieber vom Tod als von der Geburt, weil man höchstens jenen sich selbst «geben» kann, das Leben aber nur empfangen? Sogar, wer's «(weiter-)gibt», kann hier strengen Sinnes nichts «machen». Vater und Mutter zu werden, *empfängt* jeweils einer vom andern.

Die Menschlichkeit humaner Sexualität ist also bereits in dem zu beachten, was sie in biologischer Hinsicht mit jener der Tiere gemein hat: der «Reproduktion der Art». Erst recht erscheint das Humanum in jener Dimension der Geschlechtlichkeit, in der nicht der Nachwuchs im Blick steht. Schon heiraten tun Menschen keineswegs nur oder auch erstlich, um Kinder zu zeugen, sondern weil sie sich lieben. Selbst in Kulturen, die anders orientiert sind, verraten Märchen und Mythen, Sagen und Lieder dies als die wahre Sehnsucht des Herzens. Erst recht wäre dies für die Bedeutsamkeit von Mann und Frau füreinander außer der Ehe zu meditieren.⁶

3. Mann und Frau sind gemäß der Schrift nicht bloß für die Kinder, sondern zunächst füreinander erschaffen (ich ergänze hier kommentarlos die einseitig männliche Perspektive des Texts). – Sie sind einander Helfer und Hilfe: *ezer* (Gen 2,18 – insgesamt 16mal von Gottes Helfen und Retten gesagt⁷). Einander helfen zu leben, damit benennt Antoine de Saint-Exupéry in einem Brief an Leon Werth (dem er den *Kleinen Prinzen*

gewidmet hat) den Kern von Freundschaft. Und Freundschaft hinwieder ist die prägnanteste Bestimmung für gemäßes Menschsein: Menschlichkeit.⁸

Hilfe kommt nicht durch pure Verdoppelung zustande. Der Freund ist nicht – so in antiker Sicht – ein *alter ego*: zweites Ich. Auf das Ich trifft vielmehr (es selbst zum Du bestimmend) ein Du – mit dem ganzen Zauber von Fremdheit und Herzensvertrautheit eines solchen Antlitzes zumal: als «Mysterium tremendum et fascinatum». Im Gegenüber von Mann und Frau begegnet vor allem das Wunder eines so befremdlichen wie nahegehenden, alles durchstimmenden Andersseins von Mensch zu Mensch; der Schock der Relativierung des Selbst und seiner Selbst-Verständlichkeiten.

III. AUFBRUCH DES ICH ZUM ANDEREN

Selbstverständlich, «natürlich», ist einem, wie das Wort sagt, zunächst das eigene Selbst. In diesem Sinn steht es fraglos im Zentrum der ichperspektivischen Welt: gleichsam absolut. – Der (An-)Blick des anderen Menschen nun in seinem Anderssein «relativiert» mich im doppelten Sinn: Er bringt mich in eine Beziehung, und er schränkt mich ein.

1. Verständlich, daß man dem Schock ausweichen will. Man erklärt das andere für unverständlich, also minderwertig. Oder man leugnet den Unterschied, reduziert ihn jedenfalls auf den «kleinen». Dies z.B. auch so, daß man sich miteinander auf den kleinsten gemeinsamen Nenner hinabbringt: sei's zu «(Lebens-)Kameradschaft», sei's als Playboy und Playmate (im Klartext: zur Nervenendkörper-Reizung). Oder noch radikaler, zieht man sich selbstgenügsam auf sich selber zurück: «Zärtlichkeit mit jemandem, den ich mag» hat vor Jahren ein Sexualpädagoge das Kapitel über Selbstbefriedigung überschrieben. Und nicht nur die große Ausstellung Berlin/Hannover von 1986/87 hat das neue Interesse am Androgynen dokumentiert.

In solchen Programmen des «selbstbefriedigten Menschen» wird die Idee humaner Sexualität am entschiedensten pervertiert; denn hier mißbraucht man gerade den Herausruf zum Andern, zum Aufbruch des Ich auf das Du hin für den Selbstgenuß: Versuch der Stillung am eigenen Durst.

2. Subtiler und (schon im Wortsinn) offener das entgegengesetzte Programm: der «Ergänzung», besonders eindrucksvoll und wirkmächtig im Mythos des Aristophanes aus Platons *Gastmahl*. Ihm zufolge existieren wir nur als Hälften, auf der Suche danach, mit dem Gegenstück zu einem höheren ursprünglichen Ganzen zu verschmelzen. Die Schwermut des Lebens macht es dann aus, daß diese Verschmelzung stets nur für Augenblicke gelingt, um danach die Teilexistenzen in Trauer zu stürzen.

Doch so wenig Mann und Frau Halbwesen sind, sondern jeweils in sich stehend und ganz – bei aller Angewiesenheit, so wenig darf man den Zeit-

Punkt der Ekstase isolieren und ihn so isoliert zum Maß der Interpretation humaner Liebe machen. Er ist vielmehr Teil-Moment in einem Spiel des Bei- und Füreinanderseins im *Mitsein* selbständiger Personen. In ihrem Mit-eins aber wird beglückt eben dieses Mitsammen selber «realisiert», d.h. erfahren und erwirkt, in einem Glück wechselseitigen Verdankens, bewußten Danks und Entzückens statt eines Sich-Verlierens in bewußtlose Einheit gemäß Schopenhauer und Wagner: «unbewußt – höchste Lust». – Gegenüber neureligiösen, besonders östlich bestimmten Programmen einer Mystik des Ich-bin-Du sucht personale Liebe die diskrete Gemeinsamkeit eines wechselseitigen Ich-bin-Dein.

Damit aber sind wir zu einer letzten Dimension der menschlichen Geschlechtlichkeit gekommen: zu ihrer religiösen Erstreckung.

IV. ERÖFFNUNG FÜR DEN GANZ (= NICHT) ANDEREN

Geht es Mann und Frau – in den verschiedensten konkreten Lebensformen – um ein liebevolles und dankbares Miteinander mit dem/der Anderen, dann öffnet sich *in* diesem Mit die Bezüglichkeit ihrer über sie beide hinaus. Und dies in doppelter Richtung: Zurück in die Herkunft, voraus hin aufs Ziel.

Man versteht jetzt, daß die überwältigende Erfahrung des *Anderen* seit je als eine bevorzugte Einweihung in das Geheimnis des *Ganz-Anderen* gegolten hat. Epiphanie jenes Ganz-Anderen, das man ebenso, wenn nicht besser, mit Cusanus als das *Nicht-Andere* bezeichnet.

1. Ganz nahe liegt hier die Versuchung, diese Erfahrung als solche zu sakralisieren, das Geschlecht zu vergöttlichen bzw. zu idolisieren. Dagegen ging immer wieder der Kampf von Israels Propheten. Und auch heute begegnet solche «Baalisierung» in Kunst und Literatur, leider mitunter auch (wohl oft in Reaktion auf frühere Verdrängungen) theologisch. Als ließe das neutestamentliche Wort «Gott ist die Liebe» (1 Joh 4,8) sich problemlos umkehren.⁹

Diese Faszination erklärt umgekehrt wieder, daß es im Lauf der Christentumsgeschichte so häufig zur Abwehr der Sexualität und zu ihrer Dämonisierung kommt. Sie begegnet freilich nicht bloß hier. Man kann zeigen, daß auch und eben ihre Profan(is)ierung aus eigener Konsequenz in Dämonisierung umschlägt, nicht bloß in der «schwarzen Romantik» und nicht bloß in heutigen Sado-Faschismen. Sie stellt nämlich aus sich heraus nicht ein Bedürfnis unter anderen dar, wie etwa Hunger und Durst, sondern engagiert den Einzelnen persönlich und reicht andererseits dramatisch über ihn hinaus, braucht und verbraucht ihn – wenn nicht von anderswoher seinem Personsein und dessen Würde eigens Respekt und Achtung begegnen.

2. Mann und Frau ist der Mensch eben gerade als Mensch. Weder Himmel noch Hölle soll ihm seine Geschlechtlichkeit sein, sondern sein menschlicher Ort. Als solcher Ort seiner Menschlichkeit aber, Feld gesamt menschlichen Aufeinanderbezogen – und Mitseins, offenbart gerade sein Mann- und Frausein ihn als Gottes Bild (Gen 1,27), d.h. weder als Gott, wie Feuerbach meinte, noch als sein «Abbild», «sieht» Gott doch nicht «aus»: aber als Gottes Sichtbarkeit, als sein Erscheinen und Da-sein.¹⁰

So zeigt es (Anm. 8) tatsächlich Gottes belebendes Mitsein mit uns – und zuletzt gar das Geheimnis eines innergöttlichen Mit.¹¹

Mann und Frau sollen nicht bloß kein übermenschliches – ursprüngliches oder utopisches – Eins aus einander bilden, wovon sie dann aufgehoben würden. Sie sind auch als Hilfen zum Miteinander nicht allein auf sich, aufeinander bezogen und funktionalisiert. Darum aber auch genügen sie sich bei allem Entzücken doch nicht. Jedes reicht über das andere hinaus. Und derart grundsätzlich, daß dies Ungenügen sich auch nicht etwa durch das Kind erfüllen ließe. (Vom Irrweg der Partnerwechsel zu schweigen.)

Dennoch wäre es unrecht, diese Erfahrung bloß als schmerzlich, gar tragisch zu nehmen. Mann und Frau finden sich einander *gegeben*. Von wem? Im wechselseitigen Begegnen treffen sie zugleich und zuvor auf den, der sie ins Da-sein gerufen und sie einander zuspricht. In welcher Lebensform immer; denn in den unterschiedlichsten Lebensgestalten haben es Männer und Frauen miteinander zu tun. – Der Dank aneinander mündet so in gemeinsamen Dank. Und der entzückte Ineinanderblick erfüllt sich in gemeinsamem Aufblick.

Männer und Frauen helfen einander zu leben und geben gemeinsam neuen Menschen das Leben. Wie könnten sie das, gälte wirklich der alte Satz «Nemo dat, quod non hat»?¹² Darum geben sie dies auch nicht bloß in jener Begrenztheit und Vorläufigkeit, die alles Irdische zeichnen. Was sich hier an Gutem zwischen Menschen ereignet, hat über seinen eigenen Sinn und Zauber hinaus zugleich den Charakter gültiger Verheißung. Es erinnert nicht allein an jenes anfängliche Paradies, in dem wir alle waren; es weist voraus. Und zwar nicht bloß als Unterpfund, sondern als Vorgeschmack, ja als das, was Paulus «Arrhabón» nennt (2 Kor 1,22; Eph 1,14): Angeld.

Bis dorthinein reicht, was Menschen als Mann und Frau schon hier aneinander erfahren (in allem Ungenügen, aller Schuld und vielfachem Versagen). Armut und Armut bereichern einander, Not darf der Not zur Hilfe werden, Angst der Angst zum Trost; Wanderer schenken sich wechselseitig Heimat. Mensch und Mensch einander – Gott.¹³

ANMERKUNGEN

¹ Z.B. N. Bischof, Der biologische Sinn der Zweigeschlechtlichkeit, in: E. Sullerot (Hrsg.), Die Wirklichkeit der Frau, München 1979, 38–60; W. Wickler/U. Seibt, männlich weiblich. Der große Unterschied und seine Folgen. München–Zürich 1983.

² Nach dem «Humeschen Gesetz» können aus beschreibenden Sätzen (aus bloßem «Ist») logisch keine vorschreibenden (nicht ein «Soll») abgeleitet werden.

³ Vgl. J. Splett, «Macht euch die Erde untertan?», in: TheoPhil 57 (1982) 260–274 (auch in: A.J. Buch/J. Splett [Hrsg.], Wissenschaft, Technik, Humanität, Frankfurt/M 1982). Übrigens läßt Descartes selber sich durchaus weniger «despotisch» lesen: im Sinn eines materialbewußten Handwerksmeisters.

⁴ Welt und Person. Versuche zur christlichen Lehre vom Menschen, Würzburg ²1940, 114. – Jes 43,1: «Ich habe dich beim Namen gerufen, du bist mein.»

⁵ F. Nietzsche, Zarathustra 1 (KStA 4, 39).

⁶ Vgl. D. v. Hildebrand, Die Bedeutung von Mann und Frau füreinander außerhalb der Ehe, in: ders., Die Menschheit am Scheideweg, Regensburg 1954, 127–145.

⁷ Vgl. V. R. Mollenkott, Gott eine Frau? Vergessene Gottesbilder der Bibel, München 1985, Kap. 13.

⁸ Brief an einen Ausgelieferten (dt. 1955: Bekenntnis einer Freundschaft), in: Ges. Schriften, München 1978, III 181–203, 202. – Die Vulgata übersetzt mit «humanitas» die «philanthropia» = Menschenliebe und -freundlichkeit unseres Gottes (Tit 3,4).

⁹ Hieß es schon in Schikaneders *Zauberflöte* «Mann und Weib, Weib und Mann reichen an die Gottheit an» (I 11 [Nr. 7]), so erklärt dann Ludwig Feuerbach: «Der Mensch für sich ist Mensch (im gewöhnlichen Sinn); Mensch mit Mensch – die Einheit von Ich und Du ist Gott» (Grundsätze der Philosophie der Zukunft 62).

¹⁰ «Ubi caritas et amor, ibi Deus est.»

¹¹ Dafür sei jetzt verwiesen auf: J. Splett, Freiheits-Erfahrung. Vergegenwärtigungen christlicher Anthro-po-Theologie, Köln ³2006, Kap. 14 u. 15. – In Kap. 8: Sexualität (zu den Prinzipien «Liebe», «Person», «Leib», «Kind»), versucht dort ein eigener Abschnitt, die Geschlechterdifferenz am Sprachverhältnis zu explizieren.

¹² So etwa Kap. 24 im *Handbüchlein* Epiktets: «Wer kann einem anderen geben, was er selber nicht hat?»

¹³ Ausführlicher zum Thema: J. Splett, Leibhaftig Lieben. Leiblichkeit, Geschlechtlichkeit und Würde der Person (Edition Cardio CXXXII), Köln 2006.